



HORST RALF

Mein Kriegsende in Mecklenburg 1945 – was dem vorausging und was dem folgte

*“Wat du all noch weißt!
Stimmt dat ok, wat du dor vertellst?”*

Diese so an mich in Mecklenburg gerichtete Frage hat ihre Berechtigung. Alle persönliche Erinnerung ist Auswahl. Vieles von dem, was ich im Folgenden niedergeschrieben habe, steht mir heute Achtzigjährig immer noch deutlich vor Augen. Manches von dem, was ich als Heranwachsender zunächst naiv wahrgenommen habe, mag durch spätere Reflexion und durch das Bemühen, das Geschehene zu verstehen, sich mir besser erschlossen haben. Ich hoffe, dass für den heutigen Leser dabei das unmittelbar Erfahrene und das in Selbstaussage nachträglich Behauptete getrennt erkennbar bleiben und dass sich keine Verfälschung eingeschlichen hat.

Die ersten fünfzehn Jahre meines Lebens verbrachte ich in dem Hamburger Arbeiterstadtteil Rothenburgsort, in dem in der letzten relativ freien Wahl 1933 78% der Wähler die gegen Hitler gerichteten Sozialdemokraten und Kommunisten gewählt haben. Trotzdem wurde Rothenburgsort im Bombenkrieg 1943 ausgelöscht. Ich berichte von dort, um zu verdeutlichen, nach welchen Vor-Erfahrungen ich 1945 den zuletzt doch plötzlichen Zusammenbruch des nationalsozialistischen Machtapparats und, dem folgend, den aus dem sowjetischen Besatzungssystem in ersten Ansät-

zen sich herausbildenden „sozialistischen Arbeiter- und Bauernstaat“ erlebte.

In Rothenburgsort gab es in meiner Kindheit wie in Hammerbrook, das wegen der Zuwanderer auch Klein Mecklenburg genannt wurde, viele Menschen, die darauf angewiesen waren, ihren Lebensunterhalt durch harte körperliche Arbeit zu verdienen. Darunter waren manche kommunistische Arbeitslose, deren Unterkünfte in den Hinterhöfen recht bescheiden waren. Abends im Bett habe ich noch im März 1933 Schießereien gehört, die den Kommunisten zugeschrieben wurden.

Meine – nicht mehr so ganz jungen – Eltern lebten in geordneten und gesicherten Verhältnissen in einer „bürgerlichen“ Wohnung, in der bereits Toilette und Bad getrennt waren. Mein Vater, zunächst Mitglied im roten Metallarbeiterverband, war in die Hierarchie der preußischen Eisenbahnbediensteten hinübergewechselt und noch zur Kaiserzeit als Lokomotivführer verbeamtet worden. Er und seine gleichaltrigen oder älteren Kollegen vom Betriebswerk Rothenburgsort hielten – mit ihren Familien – eng zusammen und auf Abstand gegenüber allen Besser- und Schlechtergestellten. Es sei denn, es waren Verwandte. Die Umgangssprache war Plattdeutsch. Ihr Selbstvertrauen kleideten die Lokomotivführer in die Formel: „*Ohne uns löpt nix!*“

Sie waren keineswegs das, was man heute „bildungsfern“ nennt. Ihre Bücherschränke waren gut gefüllt. Sie hätten selbst alle gern mehr gelernt. Es gehörte sich, alles für eine gute Ausbildung der Kinder zu tun. Die Kinder der Kollegen meines Vaters waren schon erwachsen, ich war der Jüngste und dementsprechend verwöhnt. Das Schreiben und Rechnen habe ich noch mit dem Griffel auf der Schiefertafel gelernt. Zur Aufnahmeprüfung der höheren Schule bekam ich als Neunjähriger einen Füllhalter mit Goldfeder, der mir dann wichtiger war als die ganze Prüfung, als Dreizehnjähriger – es war schon Krieg – eine gebrauchte Schreibmaschine. Meine Altersgenossen bewunderten damals den Boxweltmeister Max Schmeling und den Mittelstürmer Erwin Seeler, den Vater von Uwe Seeler, die sich beide aus engen Verhältnissen in Rothenburgsort emporgearbeitet hatten. Ich war ein Stubenhocker und las lieber Bücher, auch solche, die ich nicht ganz begriff.

Hinsichtlich ihrer politischen Haltung waren die Lokomotivführer echte Rothenburgsorter, indem sie von „denen da oben“ im Grunde nichts hielten. Das Ansehen der örtlichen NSDAP-Funktionäre war gering. Der Ortsgruppenleiter im Norden des Stadtteils, vor seinem „Amtsantritt“ ein Gemüsemann, dessen Mutter mir gelegentlich eine Birne geschenkt hat, galt als gutmütig. Der SA-Führer aus dem Nachbarstadtteil Veddel, ein Apotheker, war gefürchtet.

Die Vorstellungen der Kommunisten lehnten meine Eltern ab: Bloß das nicht, dann bekommen wir russische Verhältnisse. Ihr Urteil gründete auf Erfahrungen am Ende des Ersten Weltkriegs und auf reichlicher Lektüre.

Nach meinem damaligen Verständnis waren Kommunisten Menschen, die keinen Schlips trugen, sondern einen Schillerkragen und eine Windjacke. Späterer Einsicht folgend meine ich, dass es in Rothenburgsort Leute gab, die von ihrer Gesinnung her Kommunisten waren und solche, die in strammer Disziplin ihrer Partei dienten. Kontakte zu ihnen gab es auch in der NS-Zeit: Da war da ein Lehrer, der sich meinem Vater gegenüber offenbarte, als er in den Zwiespalt zwischen dem, was der Ham-

burger Staat von ihm als Beamter erwartete, und dem geriet, was seine inzwischen illegal gewordene Partei ihm auferlegte.

Da war die Tante aus Groß Krams, die ich begleiten durfte, wenn sie Lebensmittel zur Familie des von ihr nicht übermäßig geliebten Schwiegersohns gebracht hatte, der als Rangierer auf dem Verschiebebahnhof seine Stellung wegen „kommunistischer Umtriebe“ verloren hatte.

Schließlich war da die Freundin meiner Mutter aus ihrer Schulzeit, die überzeugt war von Josef Stalin – bis zu seinem Pakt mit Hitler. Ich sehe meinen Vater noch: „Meta, wat seggst du nu?“

Aus Rothenburgsorter Sicht gehörten die oftmals begüterten Juden Hamburgs zu „denen da oben“. Den Erzählungen der Lokomotivführer, die wie mein Vater im Ersten Weltkrieg in Polen stationiert waren, war zu entnehmen, dass die Juden dort eine in Kleidung und Gewohnheit besondere Volksgruppe gewesen seien, die sehr deutschfreundlich die Eisenbahner mit Lebensmitteln versorgt hätte. Von all dem Bösen, was den Juden nach 1933 widerfuhr, habe ich als Kind nichts erfahren. Mitbekommen habe ich seit 1938 etwas von der Sorge um den Frieden. Wenn wir in unserem Garten in Tiefstack saßen und mit ansahen, wie auf der Umgehungsbahn die alten Güterzugslokomotiven der preußischen G-Klasse Militärzüge vorbeischleppten, da hieß es dann: Geht es schon wieder los wie 1914?

Bis Mai 1941 hatte ich bewusst noch nie einen Juden gesehen. Inzwischen war Krieg. Wir hatten wieder einmal bei nächtlichem Fliegeralarm den Luftschutzkeller Billhorer Deich 95 aufgesucht, des Hauses, in dem wir wohnten. Da detonierte auf der Straße eine Fliegerbombe: Krach, Staub, Ausfall des Lichts, Abstürzen der Stahlplatten vor den Kellerfenstern. Das Haus blieb bewohnbar, hatte aber Schäden an der Straßenfront. Von der Brandwache Haus Nr. 97 war einer tot, einer schwer verletzt.

In unserm Haus wohnte im ersten Stock das Ehepaar Benthin, das nie den Schutzraum aufzusuchen pflegte. Jetzt wurden beide von der Brandwache Nr. 95 bei Notlicht hereingeführt: eingestaubt, mit kleinen Glassplittern bedeckt und ziemlich bedrückt.



Bücherey Schloss *28. Okt.*
Hannover, den *28. Okt.* 194*4*
Escherstraße 12

Annahmeschein der Luftwaffe

Kerst Ralf, geb. am *27. 4. 28*

wird hiermit als Wehrmacht-Freiwilliger (vorgesehen zur Übernahme in die Berufs- / Kriegs-*)
Offizierlaufbahn) der *Flak- Art.* angenommen.

Rückseite ist zu beachten!

Annahmestelle 2
für Offizierbewerber der Luftwaffe

*) Nichtzutreffendes streichen!

Bearb.-Nr. *H 1790, 28*



[Signature]
Oberst und Kommandeur

Auftrag Nr. 43 C/1450

wenden!

Besondere Anordnungen.

1. Mit Aushändigung dieses Annahmescheines gehören Sie „als vorläufig in die Heimat beurlaubter, zum freiwilligen Eintritt angemessener Wehrpflichtiger“ zu den Mannschaften des Beurlaubtenstandes (Luftwaffen-Ersatzreserve und unterliegen den für solche Wehrpflichtigen gültigen Gesetzen, Verordnungen und Bestimmungen, namentlich den für Rekruten und Freiwillige gegebenen besonderen Strafvorschriften (§ 6a) des Militärgesetzbuches. Im dienstlichen Verkehr mit Vorgesetzten sind Sie der militärischen Disziplin unterworfen.
2. Sie werden hiermit bis zum Diensteintritt nach Ihrem derzeitigen Wohnsitz beurlaubt. Falls Sie bis zum Diensteintritt Ihre Wohnung oder Ihren Wohnort wechseln, haben Sie dies binnen 48 Stunden persönlich oder schriftlich dem für Sie zuständigen Wehrbezirkskommando und außerdem schriftlich der umstehend genannten Annahmestelle für Offizierbewerber zu melden. Beim Verziehen in einen anderen Wehrmeldebezirk ist diese Meldung außerdem innerhalb der gleichen Frist auch beim neu zuständigen Wehrmeldeamt zu erstatten.
3. Nach Aushändigung dieses Annahmescheines ist ein Zurückziehen Ihrer Meldung oder eine Meldung zu einem anderen Wehrnachteil nicht mehr zulässig.
4. Wenn Ihr Geburtsjahrgang zur Musterung aufgerufen ist, haben Sie bei der Musterung zu erscheinen und diesen Annahmeschein vorzuweisen.
5. Bei der Einberufung zum Reichsarbeitsdienst haben Sie diesen Annahmeschein vorzuzeigen.
6. Zu einer **persönlichen Vorstellung** bei der Annahmestelle werden Sie noch rechtzeitig aufgefordert, hierzu ist dieser Annahmeschein mitzubringen.
7. Die Zustellung des Einberufungsbefehls durch Ihr WBK. veranlaßt die Annahmestelle zu gegebener Zeit.
8. Dieser Annahmeschein verliert seine Gültigkeit und ist an die Annahmestelle sofort zurückzusenden, wenn sich Umstände ergeben, die Ihre Einstellung als Offizierbewerber ausschließen.

Wichtig an dem Kleingedruckten auf der Rückseite des Annahmescheines war, daß mit der Annahme bei der Luftwaffe Einberufungen zur SS und Infanterie ausgeschlossen wurden.

Abb. 1: Annahmeschein der Luftwaffe. Wichtig an dem Kleingedruckten auf der Rückseite des Annahmescheines war, dass mit der Annahme bei der Luftwaffe Einberufungen zur SS und Infanterie ausgeschlossen wurden.

In den nächsten Tagen wurde – auch von meiner Mutter – das „unverantwortliche Verhalten“ der Benthins getadelt. Da hieß es: Frau Benthin ist doch Jüdin, die darf nicht in den Keller. Der Gemüsemann ergänzte: Sie hat eine andere Lebensmittelkarte und bekommt keine Südfrüchte ... Erneute Empörung!

Weil unser Schutzraum „öffentlich“ war, war ständig bei Alarm ein „Blockwart“ anwesend: Herr Gerken, Kassierer bei der Dresdener Bank, korrekt in Zivil mit Krawatte, niemals in Uniform. Dem wurde deutlich gesagt, dass die Benthins zur Hausgemeinschaft gehörten und Anspruch auf ihre Sicherheit hätten. Er stimmte dem sofort zu. Man war damals der Meinung, er habe sich der NS-Partei angedient, um Frau und Tochter zu schützen. Sein Sohn, Feldwebel der Luftwaffe, dessen Bild er mir sogar einmal gezeigt hat, war mit der Legion Condor nach Spanien befohlen worden, war dort zu den Roten übergelaufen, nach deren Niederlage heimlich auf einem Frachter nach Hamburg zurückgekehrt und hier sofort als Deserteur hingerichtet worden. Es gab auch das Gerücht, dass besonders in Hammerbrook der Luftschutzbund kommunistisch unterwandert wäre. Vielleicht war Herr Gerken nur Funktionär des Luftschutzbundes?

Der schwere Luftangriff auf Hamburg in der Nacht vom 27. zum 28. Juli 1943 brachte das Ende der Hausgemeinschaft Billhorer Deich 95. Herr Gerken mit Frau und Tochter, das Ehepaar Benthin, die Freunde meiner Eltern und fast alle Nachbarn kamen um in den Flammen. Überlebt haben die Brandwache, die in den Billekanal gesprungen war, der auswärts nächtigende Feinkosthändler mit Familie, mein Vater¹, der auf dem Bahngelände seinen Dienst versah, meine Mutter und ich. Ich war erst nach einigen Tagen bei dem Luftschutzraum. Gesehen habe ich kaum etwas. In Erinnerung ist mir, dass es überall wie nach verbranntem Leder roch. Häftlinge, wohl aus Neuengamme, starke Männer, beaufsichtigt von mickerigen Wachmännern unter Gewehr, waren dabei, die Kellerdecke weiter zu öffnen und mit einem Wasser Schlauch den Keller zu kühlen.

Dass meine Mutter und ich verschont blie-

ben, haben wir der Gewohnheit zu verdanken, dass wir alljährlich zur Roggen-ernte zu den Verwandten nach Mecklenburg fahren, und ... meiner Mitgliedschaft in der Hitlerjugend.

Seit dem 20. April 1938 gehörte ich dem Deutschen Jungvolk an. Das war Vorschrift. Den Anforderungen, die in einem Gelöbnis jedem Pimpfen gestellt wurden, besonders aber den Anforderungen in Sport war ich nur mäßig gewachsen. Trotzdem stieg ich, als wegen der Einberufung der Älteren 1942/43 Führungskräfte gesucht wurden, auf zum Kassenprüfer im Bann 283, Norderstraße 20, Hammerbrook. Ein nicht für jeden begehrenswerter Posten! Charakteristisch für das damalige Hammerbrook war, dass man dort im April 1943 erzählte, dass nach dem Tod des obersten Hamburger Hitlerjugendführers an der Ostfront sein Nachfolger erst einmal in einen der zahlreichen Kanäle oder in die Alster geworfen worden sei. Während meiner Monate in der Verwaltung der Hitlerjugend habe ich manches gelernt, einiges durchschaut, aber niemals begriffen, warum ich ständig Einberufungen zur Führerschule der Hitlerjugend nach Steinau an der Oder erhielt.

Dank der Hilfe meines Vaters bin ich dem nie gefolgt, erfuhr auch keine Sanktionen, aber ich begann mich vor aller Post zu fürchten, die an mich gerichtet war. Mein mecklenburgischer Vetter Erwin Münster, genauer: der Ehemann meiner richtigen Kusine, Lehrer in Lehmkuhlen bei Schwerin, gab mir den wohlmeinenden Rat-schlag: Du müsstest einmal für eine Zeit von der Hitlerjugend beurlaubt werden und raus aus der Liste. Da könne nur „Jehann Unkel“ helfen. Und er tat es. Mein Onkel Johann, der Büdner Gäth von der Krenzliner Hütte, zu dem sein polnischer Zwangsarbeiter später Vater sagte, ging zum Büdner Gustav Brandt am anderen Ende des Dorfes, der Kreisbauernführer für Ludwigslust war, und besorgte die für die Beurlaubung zu kriegswichtiger Landarbeit erforderliche Bescheinigung.

Wohlgemut füllte ich das Formblatt für meine Beurlaubung aus und trug es zur Unterschrift und Besiegelung zu meinem zuständigen Vorgesetzten. Das war der Propagandachef bei der Hamburger Ge-

bietsführung, der zusätzlich im Bann 283 das Amt des Jungbannführers übernommen hatte – wohl wegen des totalen Krieges. Mit dem Gebrüll „Du wirst hier gebraucht!“ zerriss er mein Formblatt. Offensichtlich wusste er nichts von Steinau an der Oder. Mein Schulfreund Arno tröstete mich und besorgte mir ein neues Formblatt. Damit ging ich dann zum Bannführer. Der wusste auch nichts von Steinau an der Oder. Aber er bewunderte meine Liebe zur Landwirtschaft. (Den zuerst genannten „hauptamtlichen“ HJ-Führer traf ich später als Mitstudent der Geschichte wieder: Sein Erinnerungsvermögen war stark eingeschränkt und er knarrte: Das Kapitel habe ich abgeschlossen.)

Schon der letzte Aufenthalt im Luftschutzkeller vor unserer Abfahrt nach Mecklenburg war recht bedrückend. Auf der Krenzliner Hütte angekommen, war dort auch nicht mehr alles wie früher: Mein Vetter Helmut - einziger Sohn - war schon zu Beginn des Frankreichfeldzugs gefallen, die Großmutter war Anfang des Jahres 1943 gestorben, ihre Altenteilswohnung inzwischen mit Bombenflüchtlingen aus Remscheid besetzt. Als die großen Angriffe auf Hamburg begannen, schien es zunächst so, als bliebe Rothenburgsort verschont, dann aber kam jener Morgen des 28. Juli, an dem der graue Himmel im Westen sich nicht aufhellen wollte und alsbald die Nachricht vom Vater, was geschehen war.

Die Entscheidung, zu den Verwandten in die Schule von Lehmkuhlen zu ziehen, war schnell getroffen. Meine Mutter hatte das Ziel, fürs erste dort eine Bleibe einzurichten. Ich sollte in Schwerin weiter die Schule besuchen. So geschah es. Der Kontakt zu meiner Kusine, Mann und Kindern war immer eng gewesen und blieb es ein Leben lang. Der Bürgermeister von Lehmkuhlen, ein vornehmer älterer Herr, hat uns bei der Einrichtung sehr geholfen, indem er wegen eigener Möbel für Küche und Schlafzimmer, auf die meine Mutter solchen Wert legte, erfolgreich seinen Einfluss beim Landratsamt geltend machte.

In der Schule hatte ich keine Probleme: ich war gut in Latein und Mathematik. Von der Hitlerjugend immer noch beurlaubt, habe ich mich beim Bannführer Schwerin-Land

erst zurückgemeldet, als bereits unter dem Datum vom 15. Dezember 1943 meine – aber an meinen Vater gerichtete – „langfristige Heranziehung zur Kriegsmarine gemäß Notdienstverordnung vom 15. Oktober 1938, Reichsgesetzblatt IS. 1441“ vorlag. Dieses Einberufungsschreiben war in dürrem Amtsdeutsch abgefasst. In der damals veröffentlichten Propaganda war die Rede von dem „Einsatz der Jugend, die den Namen des Führers trage“. Der Kriegshilfsdienst war mein Glück.

Wäre ich in der bisherigen Weise von der Hitlerjugend vereinnahmt worden, hätte mir 1945 das NKWD-Sonderlager Fünfichen gedroht, von dem ich so erst sehr viel später erfahren habe.

Zu meinen im Wehrpass eingetragenen „mitgemachten Gefechten der Festung Kiel“, vom 2. Februar 1944 bis zum 10. März 1945, zweierlei:

- Bemerkungen zum Attentat am 20. Juli 1944 auf Hitler
- Rückblick auf die Ereignisse nach der russischen Baranow-Offensive im Januar 1945.

In der Batterie Barkelsby bei Eckernförde gab es am 20. Juli „Alarm Küste“, was auf eine alliierte Landung an der dänischen Westküste hindeuten schien. Nachts kamen dann Hitlers Rede durch den Befehlslautsprecher und das Treuebekenntnis des Abteilungskommandeurs. Tage später erschien ein höherer Hitlerjugendführer in der Batterie, um angesichts der entstandenen angespannten militärischen Lage uns alle zur „freiwilligen“ Meldung zur Waffen-SS aufzufordern. Etliche sind dem „Ruf des Führers“ gefolgt, weil sie der Not abhelfen wollten. Zwei von ihnen, die gefallen sind, habe ich nicht vergessen. Waren das schlechtere Menschen als ich, der sich vorsichtig entfernt und später zur Luftwaffe gemeldet hat? Ein Mitschüler, der auf Platt „Tine“ (Martin) genannt wurde, lehnte konsequent alle „Freiwilligkeit“ ab. Er ist – eingezogen – als Infanterist gefallen.

Die Kriegsmarine, so wie ich sie kennen gelernt habe, war eine solide Einrichtung. Unter den Marinehelfern, auf die ich im Winter 1944/45 in der Batterie Oppendorf traf, waren schlechte Kameraden, ideologisch verbohrte und übel im Umgang. Ich

habe mich gewehrt. Was mich wirklich bedrückte, war, dass es nach Beginn der Baranow-Offensive für Marinehelfer aus dem Raum östlich der von den Alliierten schon festgesetzten Demarkationslinie Lübeck-Lauenburg keinen Urlaub mehr gab. Bis auf 90 Schuss je Geschütz wurde die Munition angeblich an die Front gebracht. Die bisher „hilfswilligen“ russischen Kriegsgefangenen wurden in neuen deutschen Uniformen gleichgestellte Soldaten. Ab 10. März wurden die Flakhelfer, die in der Batterie zu verbleiben hatten, weil für sie noch kein regulärer Einberufungsbefehl vorlag, gemäß Haager Landkriegsordnung zu Kombattanten erklärt, damit sie auch im Erdkampf eingesetzt werden konnten. So auch ich. Zudem erhielten wir alle die Zusage, später einen „Reifevermerk“ zu erhalten.

Der mir wohlgesonnene Batteriechef ermöglichte mir eine „Dienstreise“ nach Lehmkuhlen bis zum 10. März. Die Rückfahrt trat ich – wenig hoffnungsvoll – nicht zu früh an. Erheblich zu spät traf ich am 11. März 1945, dem letzten Heldengedenktag des Dritten Reiches, in Oppendorf wieder ein. Sofort sollte ich mich beim Batteriechef melden. Ich war gefasst, in Arrest zu gehen. Aber der Chef saß hinter seinem Schreibtisch, sah mich wohlwollend an und sagte: „*Sie sind von der Marine entlassen, weil die Luftwaffe für sie zuständig ist.*“ Man verstehe den Stimmungsumschwung, in dem ich mich auf den Rückweg nach Mecklenburg machte. Auf dem Weg zum Bahnhof eine neue Überraschung: Fliegeralarm und sehr bald das Rauschen näher kommender Bombenabwürfe. Unter meinem Pappkoffer, ziemlich klein, habe ich das in einem Erdloch in der Nähe der Schwentinebrücke der Kleinbahn nach Schönberg erduldet. Als ich am nächsten Morgen bei meiner Mutter in Lehmkuhlen wieder auftauchte, war diese entsetzt: „*Warum hast du das getan? Warum bist du schon jetzt desertiert?*“ Ich konnte sie beruhigen, habe meine blaue Uniform ordnungsgemäß zurückgeschickt und mein als Pfand einbehaltenes Entlassungsgeld von 185 RM überwiesen bekommen.

Der Krieg war damit für mich vorbei. Aber ich wusste es noch nicht. Dass dieser Krieg

verloren war, war mir angesichts der ständigen Rückzüge in Russland und der von mir selbst mit angesehener deutscher Hilflosigkeit im Luftkrieg schon lange klar. Bei einem unserer wenigen Zusammentreffen in Lehmkuhlen sagte mir mein Vater ganz deutlich, dass unsere Leute schwere Verbrechen begingen und dass wir alle nach dem Ende des Krieges dafür einstehen müssten.

Am Tage einer meiner letzten Eisenbahnfahrten nach Schwerin – danach ging es nur noch mit dem Fahrrad – traf ich auf dem Bahnhof Holthusen den zuständigen Ortsgruppenleiter, der uns einmal bei der Beschaffung eines Radios geholfen hatte. Ich erzählte ihm, dass ein Junge meines Alters bereits ein Mitgliedsbuch der Partei erhalten habe, und fragte, ob es mit der langen Anwartschaft und rosa Mitgliedskarte inzwischen vorbei sei? Da meinte er: Mit dem Parteieintritt solle man lieber bis zum Endsieg warten. Vermutlich war ich erstaunt. Da ergänzte er: Er meine, es müsse dann auch eine Gelegenheit zum Feiern sein. Diese Geschichte ist wahr. Beinahe unglaublich ist, dass der Vater des Jungen, ein bürgerlicher Gutsbesitzer, sich sogar über dessen Schritt gefreut haben soll.

Mein Weltbild war damals das eines entlassenen Flakhelfers. Mit Hilfe einer zwischen beiden Flaggenmasten der Schule weit ausgespannten T-Antenne bemühte ich mich tagsüber mit dem Volksempfänger die verschlüsselten deutschen Luftlagemeldungen abzuhören und spätabends auf Langwelle Radio Beromünster. Was Radio London brachte, tat zu weh. Meine Mutter fand das überflüssig. Richtig fand sie, dass ich einen Schutzgraben aushob, den wir Gott sei Dank nie brauchten, in dem wir aber später Kisten vergruben. Im Dorf beanstandete man, dass ich nicht arbeitete. Dem abzuweichen, zog ich mit dem französischen Kriegsgefangenen des Bauern Bartels in den Wald, um mit ihm mit einer großen Handsäge Bäume zu fällen, die angeblich als Stempel ins Bergwerk sollten, aber liegen blieben. Die Aufsicht führte ein Forstarbeiter, der sich später bei der Enteignung des Besitzers des Sägewerks am Bahnhof Holthusen einen Namen machen sollte. Das war die Gründung des ersten volkseigenen Betriebs im Landkreis

Schwerin. Der Besitzer – ein freundlicher alter Herr – starb in dem Augenblick, als er sein Büro im Keller verlassen musste.

Die Luftlage entwickelte sich inzwischen so, dass man nur noch alliierte Flugzeuge am Himmel sah und dass man gut tat, vor Tieffliegern in Deckung zu gehen. Die Ungewissheit nahm zu. Eines Tages gab es die Hamburger Zeitung nicht mehr. Die Post blieb aus. Strom gab es nur zeitweise. In dem uns damals nicht bekannten Wehrmachtsbericht vom 22. April hieß es immer noch heldenmütig: *In der Doppelschlacht zwischen den Sudeten und dem Stettiner Haff stehen unsere Truppen weiter im schweren Kampf...*

Dabei hatten wir zu diesem Zeitpunkt im Dorf schon ständig Einquartierung von Infanterie, die sich „neu aufstellen“ sollte. Deren westwärts gerichtete Marschbewegung erfolgte auf den besser gegen Fliegersicht gedeckten alten, von Krügen gesäumten, Frachtwegen, die später auch der Flucht dienen sollten. An einem der letzten Apriltage erschien zu unser aller Erstaunen mein Vater, mit durchschossener Uniformjacke, aber unverletzt. Zwischen Neustadt/Dosse und Wittenberge hatte er unter Artilleriefeuer einen Güterzug noch heil durchgebracht, bei Pritzier war er von Tieffliegern abgeschossen worden. Seine beiden Heizer waren nach Hagenow ins Krankenhaus gebracht worden, er selbst hatte seine Jacke bei dem Schießen nicht angehabt. Meine Mutter hat ihm die Jacke geflickt, Unterwäsche und Esswaren eingepackt. Meine Aufgabe bestand darin, mit dem Fahrrad meinen Vater am nächsten Tag an die Bahnstrecke nach Hagenow zu bringen, um dort einen Zug oder wenigstens eine Lokomotive zu erreichen. Es kam keine mehr. Wir mussten neben dem Gleis her bis nach Hagenow Land laufen. Der Bahnhof war voller Menschen. Bevor mein Vater sich bis zur Zugleitung durchgearbeitet hatte, erhielt aus Berlin der „beschleunigte Personenzug“ Einfahrt. Gleichzeitig erfolgte die Ansage, dass der Zugverkehr Berlin-Hamburg ab 22 Uhr vorübergehend eingestellt würde. Das dauerte dann bis 1949.

Bei der Rückfahrt brauchte ich das Fahrrad nicht mehr zu schieben. Ich fuhr über die mir vertraute Hagenower Chaussee bis nach Besendorf und dann über Nebenwe-

ge zurück nach Lehmkuhlen. Am Wegesrand: getarnte Wehrmachtsfahrzeuge und Bauernwagen der Trecks.

Nach Soldaten der Wehrmacht kam eine Kolonne Frauen aus dem Konzentrationslager Ravensbrück ins Dorf, unter SS-Bewachung. Über Nacht wurden sie in die Schulscheune und in die Scheune des Bauern Bartels eingesperrt. Am nächsten Morgen standen auf dem Dorfplatz und auf dem an der Schule zum Bahnübergang vorbeiführenden Weg lauter verlassene Wehrmachtsfahrzeuge. Die SS-Bewacher waren verschwunden. Die eben noch Gefangenen bedienten sich zusammen mit Dorfbewohnern frei des herumstehenden Wehrmachtsguts. Verständnis für die Frauen aus dem Konzentrationslager verdanke ich dem Buch von Isa Vermehren über Ravensbrück,² das ich gleich nach seinem Erscheinen gelesen habe. Der Eindruck, der sich mir in Lehmkuhlen bot, war befremdlich und bedrückend. Was besonders störte, war, dass diese wohl recht einfachen, vielleicht kranken Frauen vor allen Augen ihre Notdurft auf der Straße verrichteten.

Vermutlich am Abend dieses Tages haben meine Kusine und ich vom Häuslerende aus nach Osten den Abendhimmel abgesehen und gemeint, Brandwolken zu sehen. Waren da schon die Russen?

Der Morgen des 2. Mai begann mit schönem Wetter. Ins Dorf war wieder Ruhe eingeleitet.

Von der Hagenow-Schweriner Chaussee war ungewohnter Motorenlärm zu hören. Meine T-Antenne hatte ich schon eingeholt. Da die Südseite des Schulhauses von weitem gut einzusehen und damit entsprechend gefährdet war, zog ich an einem der Masten ein weißes Bettlaken auf, was der Nachbar Güldenpenning, der mir gegenüber immer recht misstrauisch gewesen war, heftig begrüßte. Fortan sprach er mir gegenüber von Hitler nur als von Schicklgruber, was mir wiederum neu war.³ Gelegentlich erschien am Himmel ein langsam fliegendes Flugzeug, sonst geschah gar nichts.

Wir haben in aller Ruhe zu Mittag gegessen. Danach bin ich mit dem Fahrrad nach Holthusen gefahren, um dort die auf Karten aufgerufene Butter einzukaufen. Auf dem Rückweg erfuhr ich, dass amerikani-

sche Soldaten sich auf dem Platz vor der Schule aufhielten. Da saßen sie mit dem Stahlhelm auf dem Kopf in gepflegten Uniformen und ebenso gepflegten wendigen Autos. Einer mit eleganter Goldbrille sprach im Stehen zu den Leuten rings herum: Sie könnten beruhigt ihrer Arbeit nachgehen. Auch er habe von den Russen gehört, aber wir seien sicher. Da erschien mit einem Mal aufgeregt unsere Gastwirtsfrau: „Der Führer ist gefallen!“ Darauf meine Kusine: „Lisbeth, nu laa em man.“ Das war das Ende des Dritten Reiches in Lehmkuhlen. Tage zuvor war ich noch ermahnt worden, statt „Guten Morgen“ „Heil Hitler“ zu sagen. Plötzlich gab es keine Nationalsozialisten mehr.

Dass an diesem Tage General Eisenhower und Armeegeneral A. L. Antonow zwischen Wismar und Dömitz eine Demarkationslinie festlegten, dass sich die Russen und Briten bei Grabow trafen und die Briten sich nach Ludwigslust zurückzogen, wussten wir lange nicht. Von der Bäckerfrau aus Holthusen, die, unbeirrt durch die Ereignisse, ihr Brot ausfuhr und für alles ein waches Auge hatte, erfuhr ich aber sehr bald den Verlauf dieser Demarkationslinie südlich des Schweriner Sees entlang der Stör, des Banzkower und Neuen Kanals in Richtung Ludwiglust. Mit Rotstift habe ich diese Linie in eine Karte 1:100 000 eingetragen. Die deutschen Soldaten, die sich den Amerikanern in großer Zahl ergaben, lagerten im Forst Buchholz und besonders im Waldgebiet nördlich Sülstorf. Für die, die sich noch in Freiheit bewegten, kam es darauf an, den Weg ins Lauenburgische und nicht zur schwer zu überwindenden Elbe zu suchen. Einigen konnte ich mit Hilfe meiner Karte weiterhelfen, aber die Karte selbst habe ich nicht herausgerückt.

Im Dorf ging das Leben weiter wie bisher. An jeder Haustür hatte eine Einwohnerliste zu hängen. Eines Nachts erschien Militärpolizei zur Personenkontrolle. Dann kam es zu einer schweren Magen-Darminfektion, vielleicht ein Mitbringsel aus Ravensbrück. Meine Mutter, die der Bäuerin Bartels beim Reinigen ihrer Scheune geholfen hatte, traf es besonders hart. Ich suchte in Holthusen die Hebamme auf, um nach dem nächsten Arzt zu fragen. Da stellte sich heraus, dass sie und der Arzt Berufs-

verbot erhalten hatten. Zuständig sei die amerikanische Krankenstation an der Chaussee zwischen Warsow und Pampow. Dort verwies man mich an einen Sanitätssoldaten, der mir eine kleine braune Flasche mit Opiumtropfen gab, die dann nach einigen Tagen geholfen haben

Unser alter Bürgermeister blieb im Amt. Jeden Morgen, wenn meine Mutter dort eine kleine Kanne Milch holte, besprachen beide die Lage und unter anderem auch die Frage, ob unsere Gegend nicht doch noch den Russen gegeben würde. Das regte den neu eingesetzten Dorfpolizisten mächtig auf. Er hielt das für „Volksverhetzung“ und wurde später von den Russen als erster mitgenommen.

Die Anwesenheitsliste am Schulhaus umfasste in diesen Tagen etwa dreißig Namen. Da waren ein Treck aus der Uckermark, eine Mutter mit Kindern aus Hinterpommern, eine promovierte Journalistin und eine Gutsbesitzertochter mit Pferd aus Ostpreußen. Bescheiden auf dem Vorboden, aber gegen Sicht geschützt hinter Gasplanen, hausten zwei russische Liebespaare, die sich wohl selbst befreit hatten, in guter Stimmung mit Schnaps und Speck, von dem sie auch anboten, solange bis die amerikanische Militärpolizei sie abholte und sie – offenkundig gegen ihren Willen – auf die andere Seite der damaligen Demarkationslinie verbrachte.

Kontakt zur Krenzliner Hütte hatten wir, sonst fehlte jede Nachricht. Wir verharrten am Ort in Ungewissheit. Gelegentlich zogen Leute durch nach Westen. Lübeck war ein häufiger gesuchter Zielort.

Am 30. Juni, einem schönen Sommertag, war Bickbeerenpflücken angesagt im Forst Kraak. Ich hatte keine Lust. Meine Mutter kam entsetzt mit dem Fahrrad zurück: Überall in den Dörfern seien Aushänge wegen der Russen. In Lehmkuhlen wurde ein Rundschreiben der inzwischen britischen Besatzungsmacht herumgereicht: In den nächsten 24 Stunden seien die Häuser nicht zu verlassen, da das Westgebiet Mecklenburgs an die Rote Armee übergeben werde. Und dann ein paar beruhigende Worte.

Das war die Ankündigung der schon in Rothenburgsort gefürchteten russischen Verhältnisse der Kommunisten.

Zunächst, das heißt am 1. Juli, geschah



Abb. 2: Das ehemalige Sculhaus in Lehmkuhlen 19190 (eigene Aufnahme)

nichts. In der Nacht zum 2. Juli gingen alle im Haus schlafen, nur die Journalistin aus Ostpreußen und ich sollten für die anderen wachen. Bis um fünf Uhr etwa haben wir erzählt, dann waren wir todmüde. Es passierte wieder nichts. Am 3. Juli kam wie immer die Bäckerfrau aus Holthusen mit ihrem Gespann vorbei: In Holthusen waren zwei russische Soldaten aufgetaucht, hatten auf Deutsch erste Verhöre vorgenommen und sich – wie es schien – gut betragen. Es entstand der Eindruck, dass alles nicht so schlimm sei ... und das wünschten wir uns ja auch. Später stellte sich heraus, dass zu diesem frühen Zeitpunkt schon manche Deutsche aus Angst oder um des eigenen Vorteils willen zu Denunzianten geworden waren. Abends gingen alle ins Bett, allerdings angekleidet.

Dann war es so weit. Gegen 23 Uhr lautes Poltern an der Haustür. Zu meinem Entsetzen war meine Mutter die erste an der Haustür und öffnete sogleich. Vier recht fragwürdige Gestalten stürmten herein. Aber es war die Stunde meiner sonst eigentlich zurückhaltenden Mutter. Sie machte Licht in der Küche, forderte die Vier sehr bestimmt auf, sich an den Kü-

chentisch zu setzen ... und sie taten es. Dann bot sie ihnen aus der ewigen Kanne mit Ersatzkaffee zu trinken an. Eine russisch sprechende Flüchtlingsoma wurde herbeigeholt und meine Mutter befragte die Russenkrieger nach ihren Familien. Wir anderen durften zusehen. Dann verabschiedeten sich die Vier, darunter einer mit mongolischen Gesichtszügen, mit Handschlag von meiner Mutter. Nichts stand dem im Wege, wieder ins Bett zu gehen.

Als meine Mutter am nächsten Morgen zum Milchholen beim Bürgermeister erschien, war dem das ganze Elend der vergangenen Nacht schon bekannt. Diese Vier hatten geplündert, geraubt und beim Vergewaltigen weder eine Greisin noch eine Zwölfjährige geschont. Es bestätigte sich, was die Goebbels-Propaganda ja immer behauptet hatte.

Zu klauen war in der Schule nichts mehr, was für Plünderer von Interesse sein konnte. Das war gut versteckt. Die Frauen im Haus waren zu schützen. Tagsüber war es mein Auftrag, mit Unschuldsmiene solange nach dem Begehrt zu fragen, bis einer der Ausgänge zur Flucht genutzt worden war. Dieser Fall kam aber kaum vor. Schlimm

war es nachts: Die Frauen mussten aus dem Haus. Ich schlief sitzend im Sessel und passte auf drei kleine Kinder auf, die ja im Versteck der Frauen nicht immer leise geblieben wären. Frauenversteck war zunächst ein Kornfeld, später ein unzugänglicher Boden im Hause Güldenpenning. Die nächtlichen Besucher kamen bewaffnet so zwischen Zwölf und Vier, rannten durch alle Räume, pöbelten laut. Ich durfte mich trotz meines leidvollen Gesichtsausdrucks mit erhobenen Armen an ein Stück freie Wand stellen und gelegentlich auch in einen Gewehrlauf blicken. In der Regel hatten sie es eilig. War der Zauber dann vorbei und hatte ich noch einmal die Dorfstraße entlang geguckt, habe ich aus dem Giebelfenster ein Handtuch gehängt. Erhebliche Beunruhigung bewirkten die ersten „offiziellen“ Verhaftungen. Niemand erfuhr Genaueres. Angeblich wurden der Bahnhofsvorsteher von Holthusen und einige andere in Wittenburg inhaftiert, dann aber ohne ihre Uhren und Schuhe wieder nach Hause geschickt. Da es ja Erntezeit war und die Russen Heu für ihre Pferde brauchten, wurden tags-

über Arbeitskräfte für die Domäne Warsow eingesammelt. Da man nie wusste, wohin es endgültig gehen würde, habe ich mich immer rechtzeitig in „Sicherheit“ gebracht.

In Pampow suchten angeblich die Frauen in der nachts verschlossenen Kirche Schutz vor den marodierenden Soldaten. Dort versammelte sich alsbald auch ein „Komitee antifaschistischer Konzentrationäre“, tatsächlicher und vorgeblicher Insassen bisheriger deutscher Konzentrationslager. Von dort kam ein großer blonder, blauäugiger Mann nach Lehmkuhlen: Herr Eske, der neue Bürgermeister, der im Haus des alten Bürgermeisters freundliche Unterkunft fand. In der Schule nahm Herr Fromm, ein herumreisender „Instrukteur“ der neuen Obrigkeit, Quartier und bewahrte so das Schulhaus vor der Inanspruchnahme durch das Militär. Die „Instrukteure“ waren wegen der damals schwierigen Verkehrsverhältnisse auf Unterkünfte an verschiedenen Orten des Landes angewiesen. Herr Fromm war einer der wenigen echten Kommunisten in Mecklenburg und Vorpommern, wo es vor


D.C.C. - INFLUX BAD SEGEBERG		Collective No. Sammel-Nr. I / 192
		Single No. Einzel-Nr. 8
		Date Datum APR 21
RALF HORST		27/4 28
(Name)		(Christian Name — Vorname)
		(Date of birth — Geburtstag)
	Medical Inspection Aerztlicher Befund	Registered for Registriert für
	Fit for transport: Transportfähig: Yes No Ja Nein	Deloused: Entlaust: Yes N Ja Nein

Abb. 3: Die Einreiseerlaubnis in die Britische Zone

1933 nur etwa 3 500 Parteimitglieder gegeben haben soll.⁴ Als Präsidenten der mecklenburgischen Landesverwaltung setzte die sowjetische Militäradministration den Sozialdemokraten Wilhelm Höcker (1886–1955) ein, der in der NS-Zeit in Güstrow einen Tabakladen betrieben hatte. Bestimmend dürfte die Gruppe Sobottka aus Moskau gewesen sein, mit Gustav Sobottka (1886–1953) als Leitendem Sekretär der KPD, einem Ostpreußen aus dem Ruhrgebiet, und dem nunmehr für die Kultur zuständigen Hamburger Arbeiterschriftsteller Willi Bredel (1901–1964). Der Mecklenburger Hermann Schuldt (1894–1964) aus Techentin, kommunistischer Reichstagsabgeordneter bis 1933, wurde nach einem bewegten Leben im Untergrund und im Zuchthaus Landrat in Ludwigslust. Herr Fromm hatte als Vertrauensmann der NS-Arbeitsfront – weiter im Dienst seiner Partei – unentdeckt die NS-Zeit überstanden. Ich bin diesem Mann bis heute dankbar und habe viel von ihm gelernt, was den dialektischen Materialismus und die Struktur seiner Partei anging. Er war mir gegenüber tolerant, der ich einen eigenen Kopf hatte und das Angebot ausschlug, Genosse zu werden. Als ich einmal ihm gegenüber sagte, man müsse doch etwas gegen die marodierenden Soldaten aus Warsow tun, belehrte er mich, dass es sehr in meinem persönlichen Interesse sei, nichts Negatives über Soldaten der Roten Armee zu sagen. Die offizielle Sprachregelung sei: Plündern täten aus dem Untergrund heraus nur Angehörige der SS, um die arbeitende Bevölkerung zu beunruhigen. Mein Eindruck von den russischen Soldaten war schlecht und ich habe mich gefragt, wie es angehen konnte, dass die deutsche Wehrmacht von einer solchen Truppe, die verlottert, auf Matratzen liegend, auf Pferdewagen daher kam, besiegt werden konnte? Die Westalliierten haben das wohl ähnlich gesehen. Der amerikanische Oberleutnant William Knowlton beschrieb seine erste Begegnung mit der Roten Armee bei Ludwigslust so:

„Die russische Armee ist in ihrer Art einmalig. Ich erwartete eine militärische Maschinerie, die bemannt war, von hart aussehenden Männern mit einer Menge mechanischer Ausrüstung. Aber was wir fanden,

war ein Konglomerat von Pferden, deutschen Lastwagen, Fahrrädern, zivilen Fahrzeugen, alten Waffen, Kosaken, englischen Geschützen und Motorfahrzeugen. Es schien überhaupt kein System zu bestehen, und die Leute gingen bei der Kolonne ein und aus, als ob sie gar keine Befehle erhielten und ihren besonderen Jobs nachgehen konnten. Jedermann bezeichnete sich als Offizier, jedermann grinste ... Schließlich kamen wir zu einem Oberst. Ich erwartete einen dicken Russen mit vielen Medaillen, die an seiner Brust hängen sollten, und eine Waffe in der Hand. Aber was ich fand, war ein Individuum, das etwa wie ein amerikanischer Farmer aussah, der in einem Kutschwagen, der von zwei Pferden gezogen wurde, würdig dahinfuhr.“⁵

Der Engländer le Tissier schrieb 1994 von der Disziplin der damaligen Sowjetarmee, sie sei von Einheit zu Einheit verschieden gewesen, wo aber Alkohol ins Spiel geraten sei, sei jede Ordnung zusammengebrochen. Und wörtlich: *„Infanteriearmeen waren allgemein von viel geringerem Kampfwert. Obgleich gut mit leichten Waffen ausgerüstet, waren sowohl ihre Artillerie als auch der Nachschub auf Pferde angewiesen. Mit niedrigster Priorität bei der Zuteilung von Verpflegung und Bekleidung waren diese Verbände im Grunde gehalten, sich aus dem Lande zu versorgen. In oftmals abgerissenen Uniformen Vieh und anderes Plünderungsgut mit sich führend, boten sie ein Bild, das an asiatische Einfälle vergangener Jahrhunderte erinnerte. Die Ausbildung war minimal. Ihre Disziplin schlecht und die Autorität der Offiziere so, dass sie oft nur mit der Waffe aufrechterhalten werden konnte.*

Menschenleben wurden in der Sowjetarmee gering geachtet, doch nirgends geringer als in den Strafbataillonen, sie wurden eingesetzt, um als erste durch Minenfelder vorzugehen und so den Weg für andere Einheiten freizumachen.“⁶

Nun, ich kann auch Freundlicheres berichten: Wieder einmal war ich abgeholt worden, um auf dem Feld in Warsow zu arbeiten. Einer unserer Beaufsichtiger, besser gekleidet und etwa in meinem Alter, nahm mich beiseite und meinte auf Deutsch, wir könnten uns ein bisschen unterhalten. Also setzten wir uns abseits von den anderen an

den Ackerrand und ich erfuhr, dass seine Eltern in Moskau wohnten. Er zeigte mir Photographien, auch von seiner bildhübschen älteren Schwester. Er hatte einen Brief für seine Angehörigen verfertigt: in kyrillischer Kalligraphie. So etwas hatte ich bis dahin noch nicht gesehen.

Was ich wieder einmal mit dem Fahrrad in Besendorf wollte, weiß ich nicht mehr, wohl aber dass dort ein weniger gepflegter Russe, am Wegesrand sitzend, eine große Kuhherde hütete. Mit seinem Gewehr schoss er mehrmals hoch über meinen Kopf hinweg und dann winkte er mich zu sich heran. Auf mein Fahrrad hatte ich im Geiste bereits verzichtet, es war alt und das gute hatte ich, in Einzelteile zerlegt, an den Haken der schwarzen Räucherammer aufgehängt. Aber er wollte mir gar nichts wegnehmen. Er grinste fröhlich und bedeutete mir: „*Gittla tot, gut. Stalin nix tot, nix gut!*“

Eigentlich sagte er nur „gut“, „tot“ konnte er wohl nicht, sondern er machte eine Gebärde des Kehle-Durchschneidens. Ich war überrascht und fuhr so belehrt meines Weges.

Als ich so eine Art Hilfspolizist geworden war, wurde ich nicht mehr zur Feldarbeit bei den Russen geholt. Wem ich das zu danken hatte, weiß ich nicht so recht. Offiziell war es der neue Bürgermeister, der mir eine rote Armbinde mit russischem Siegel gab. War es Herr Fromm oder waren es der alte Bürgermeister und meine Mutter?

Lehmkuhlen wurde mit zwei Schlagbäumen versehen, den nach Warsow bewachte ein Marinefähnrich a. D. namens Jonny, den nach Holthusen ich. Eine weitere Aufgabe für mich war es, die Drucksachen der sowjetischen Militäradministration mit dem Pferdefuhrwerk aus Schwerin zu holen. Damit war ich in relativer Sicherheit. Absolute Sicherheit gab es auch nicht für Herrn Fromm. Es fiel auf, dass er an seinem ersten Tag bei uns sämtliche Ausgänge der Schule überprüft hat.

Etwas mehr Ruhe im Ort trat ein, als in Lehmkuhlen eine russische Kolonne mit Männern und Frauen stationiert wurde, die unter Anleitung eines eigenen Kommandanten Viehwirtschaft betreiben sollten. Das war ein älterer Tierarzt, der auch

zum alten Bürgermeister schnell Kontakt fand. Die Bauern hatten allerdings den Verlust, der sich aber nicht so schlimm auswirkte, weil es ohnehin an männlichen Arbeitskräften fehlte.

Die Ungewissheit dauerte an, bis innerhalb der sowjetischen Besatzungszone die Post ihren Betrieb wieder aufnahm. Da kam ein Brief aus dem Lazarett Bad Elster mit der Nachricht, dass mein Vetter Erwin dort im Mai seinen Verletzungen erlegen sei. Damit war unser weiterer Aufenthalt in Lehmkuhlen sinnlos geworden. Meine Kusine wollte mit ihren Kindern zurück in ihr Elternhaus auf der Krenzliner Hütte, wo alles ruhig war; meine Mutter und ich dachten mehr an die britische Besatzungszone und an Hamburg.

Hilfsbereite Leute aus Lehmkuhlen und Nachbarn von der Krenzliner Hütte stellten Pferd und Wagen, um Hab und Gut zu verladen. Vorn fuhr der Büdner Hannes Saß mit roter Armbinde, hinten ich. Meine Armbinde hab ich danach zurückgegeben. Wir sahen so amtlich aus, dass die Rotarmisten, die Kuhstorf besetzt und mit einem großen Stalinbild geschmückt hatten, uns freundlich durchwinkten. Das alles geschah in der Regie meines Onkels, der sich seine physische und psychische Stärke bis ins hohe Alter bewahrte und immer für seine Angehörigen gesorgt hat. Er war eine Persönlichkeit mit Autorität:

Als ich einige Tage nach unserer Ankunft dem Bürgermeister von Alt Krenzlin die Anmeldepapiere vorlegte, sagte dieser, es sei „Order“ vom Landratsamt gekommen, dass niemand mehr im Ort aufgenommen werden dürfe. Als ich erklärte, wo wir vorläufig einziehen wollten, änderte er seine Meinung: „*Wenn Göthen Vadder juch nimmt, denn gellt dat, un nich dat, wat ut Luschlust kümmt.*“

Später, an einem kalten Novembertag hatten wir ein Schwein geschlachtet, mit Schlachter, Trichinenbeschauer und Schnaps, aber ohne Genehmigung. Da erschienen zwei russische Soldaten, die das draußen an der Leiter hängende Tier beschlagnahmen wollten. Als dann mein Onkel aus dem Haus kam, erkannten sie in ihm den Gesprächspartner ihres Kommandanten und meinten, ein paar Eier täten es auch.

Im benachbarten Klein Krams lag eine Panzereinheit, wohl Garde, wesentlich disziplinierter als die aus Warsow.

Schon einige Tage nach unserer Übersiedlung zur Hütte erschien, aus Groß Krams von seiner Schwiegermutter kommend, jener schon genannte, wegen kommunistischer Umtriebe einstmals entlassene Rangierer aus Rothenburgsort und brachte einen Brief von meinem Vater aus Hamburg. Die Post ging ja noch nicht, er aber wohl als Kurier seiner Partei. Mein Vater schrieb, dass er wohlauf sei, keinen Tag frei gehabt habe, dass Tante und Onkel in Barmbek ihre Wohnung behalten hätten und uns aufnehmen würden, er aber nicht wisse, wie es seinen beiden Schwestern in Kuhbier bei Pritzwalk ginge.

Das war für meine Mutter und mich das Signal, den Abgang nach Hamburg genauer ins Auge zu fassen. Zuerst war aber zu klären, wie es in Kuhbier aussah.

Mit einem Stück Schwarzbrot und einem Stück Mettwurst bin ich losgezogen, mit einem völlig zerfledderten Personenzug von Ludwigslust nach Wittenberge gefahren und von dort zu Fuß, weil ich keine Mitfahrgelegenheit fand, nach Kuhbier gelaufen. Bei dieser Gelegenheit wurde ich von einem alten russischen Sanitätssoldaten

um Brot gefragt. Aus sicherer Deckung konnte ich dann beobachten, wie Soldaten zwei alten Frauen die Fahrräder wegnehmen wollten, von ihren Offizieren aber daran gehindert wurden, in den Wald flüchteten und ein Major den Revolver zog und hinterher schoss. Am Straßenrand fanden sich Soldatengräber, kenntlich an deutschen Stahlhelmen. Es dunkelte bereits, als ich in Kuhbier ankam. Keine Sorge hieß es, Ihren Verwandten geht es gut. Es gab meinetwegen Gänsebraten. In der Planung, nach Hamburg zurückzukehren, waren beide Tanten weiter als wir. Für die Rückfahrt von Wittenberge nach Ludwigslust bot sich mir nur ein Sitzplatz im Bremserhäuschen eines alten Güterwagens in einem russischen Militärzug. Das war nicht ganz ungefährlich, aber ich hatte, um meinen einzigen guten Anzug zu schonen, einen alten Eisenbahnerkittel meines Vaters angezogen. An der Ludwigluster Ausfahrt nach Schwerin kam der Zug endlich zum Stehen. Ich machte mich leichtfertig in der Dunkelheit trotz der Sperrstunde zu Fuß auf den Rückweg nach Hause. In Warlow an der Hamburg-Berliner Chaussee wurde ich das erste Mal festgenommen, konnte mich aber damit herausreden, dass ich im Ort auf der anderen Straßenseite wohne. In

B e s c h e i n i g u n g .

Der Marine-Oberhelfer Horst R a l f Klasse 7 der Claus-von-Pape-Schule zu Schwerin, erhält auf Grund seiner Einberufung zum Reichsarbeitsdienst und anschließendem Wehrdienst die Bescheinigung, daß er zu dem Termin, an dem er die Reifeprüfung abgelegt haben würde, d.h. Ostern 1946, den Reifevermerk erhalten wird.

Schwerin, den 10. März 1945.

[Signature]
.....
(Betreuungslehrer)

[Signature]
.....
(Einheitsführer)

[Signature]
.....
(Leiter der Stammschule)
[Signature]

Abb. 4: Die nur vorläufige Zusage eines „Reifevermerks“

Kummer wurde ich dann in der Ziegelei eingesperrt, um am nächsten Morgen in das Gefängnis nach Wittenburg verbracht zu werden. Der Posten unter Gewehr war etwas unachtsam, und ich konnte, vorsichtig geworden, meinen Weg fortsetzen, zumeist durch Feld und mir vertrauten Wald. Als ich vom Knick hinten auf das Grundstück meines Onkels kam, wusste sein Schäferhund, der mich sonst wenig beachtete, sich vor Freude kaum zu bändigen. Er hatte offensichtlich gutes Gespür für die von mir ausgestandene Angst.

Die sowjetische Zone haben meine Mutter und ich nach zwei vergeblichen Versuchen mitten im Dezember 1945 am Grenzübergang Bömenzien-Kapern an der Grenze des Hannoverschen Wendlandes legal verlassen. Hier wurden von den Russen täglich fünfzig Personen der britischen Besatzungsmacht überstellt. Bei den Russen gab es noch ein paar Schläge mit dem Gewehrkolben, bei den Engländern eine Tasse echten Tee mit Zucker und Sahne. Wir fühlten uns in die Kultur zurückversetzt, wurden zunächst nach Ülzen und dann aber nach Bad Segeberg in das dortige Influx-Lager weitertransportiert. Als ich das Lager verlassen wollte, um meine in der Oldesloerstraße wohnende Großmutter väterlicherseits aufzusuchen, wurde ich durch einen deutschen Posten mit Gewehr daran gehindert. Ein immer noch zackiger deutscher Feldwebel belehrte mich, dass ich erst aus der Wehrmacht entlassen werden müsste, gab mir dann für zwei Stunden einen Urlaubsschein. Meine Mutter blieb als Pfand mit dem Gepäck zurück und suchte, während meine Oma sich über meinen Besuch wunderte und mir erst einmal eine Suppe wärmte, den britischen Sicherheitsoffizier auf, der alles unterschrieb, was nötig war, und zu ihr sagte: Ihren Sohn, den nehmen sie man so mit. Auch das geschah. Vorgesehen war eine Unterbringung auf einem Dorf bei Trittau. Wir aber fuhren mit der völlig intakten Kleinbahn nach Hamburg Billstedt und von da mit der Straßenbahn nach Barmbek. Unserer Aufnahme in Hamburg stand nichts mehr im Wege, da Onkel und Tante ein Zimmer für uns hatten, mein Vater, der „Haushaltungsvorstand“ von der Eisenbahn im Gewerbemuseum ortsanwesend einquartiert war und

da meine Mutter und ich in Hamburg wohnberechtigt geblieben waren, weil man uns fälschlich als Leichen des Hauses Billhorner Deich 95 registriert hatte. Mein älterer Bruder war, von der Ostfront kommend, rechtzeitig in britische Gefangenschaft geraten und schon vor uns in Hamburg eingetroffen. Weihnachten 1945 waren wir alle wieder beisammen.

Noch mit 18 Jahren bestand ich im Februar 1947 an der Oberschule Uhlenhorst-Barmbek das Abitur. Durch die Fürsprache des Direktors dieser Schule – so etwas gab es damals – erhielt ich mit 19 Jahren trotz des bestehenden Numerus clausus einen Studienplatz an der Hamburger Universität und konnte nunmehr in Freiheit und Armut die Fächer meiner Wahl studieren.

Die Verbindung nach Mecklenburg wurde – zunächst korrekt mit Interzonenpass – immer aufrechterhalten, um dem Onkel bei der Arbeit zu helfen und von der Tante mit Wurst und Speck für die Daheimgebliebenen bedacht zu werden.

Fünfzig Jahre nach Kriegsende war ich zu einem Vortrag über Rothenburgsorter Geschichte nach Hamburg Hamm eingeladen. Es kamen an die 300 zumeist alte Rothenburgsorter und Hammerbrooker, darunter Kurt Geue, vom Schlaganfall gezeichnet, von der Enkelin geführt, der sich als erster um das Sammeln von Bildern aus dem untergegangenen Rothenburgsort bemüht hatte. Aus einer Gruppe von Männern, die am Hauseingang standen, rief einer mir zu: Da kommt unser Festredner!

Das war mein Schulfreund Arno, der mit dem Formblatt. Wir sind uns, was ich sonst nicht tue, um den Hals gefallen. Er war, anders als ich bei der braven Marine, als Luftwaffenhelfer der für die Rothenburgsorter Oberschüler zuständigen – auch untergegangenen – Hindenburg-Oberschule zur Flakabwehr in das Elend von Auschwitz geschickt worden.

Man hat mit den Jahren des beginnenden Wohlstandes der Kriegsgeneration den Vorwurf gemacht, geschwiegen zu haben. Wer Verbrechen begangen hatte, hielt sicherlich den Mund. Mit der Verallgemeinerung des Vorwurfs aber verdächtigte man alle. Warum sollte jemand, der wusste, dass andere Schlimmeres mit angesehen oder an sich selbst erfahren hatten, sich ei-

gentlich äußern? Für das unqualifizierte Gerede der Wohlstandsjahrgänge über Emanzipation und Revolution, ohne ernsthafte Beschäftigung mit der Theorie und Praxis des Marxismus, hatte ich seit Ende der sechziger Jahre ebenso wenig Verständnis wie später für jene, die andere moralisch nötigten, obwohl sie besser erst die Defizite in ihrer eigenen Erinnerung beseitigt hätten. Meine Erfahrung war, das habe ich versucht anzudeuten, dass in Krisenzeiten eine intakte Familie, aber auch Freunde und Nachbarn einem Halt bieten. Manche hat es schwer getroffen. Aus dem Rothenburgsorter Freundeskreis meines Vaters konnte der Lokomotivführer Hermann Wegner es nicht verwinden, dass sein schon zu Anfang des Russlandfeldzuges vermisster einziger Sohn nicht zurückkehrte. Nach seinem Tod erhängte sich seine Frau am Fensterkreuz. Die vergoldete Taschenuhr der Firma Wempe, mit der er

im Dienst seine Fahrzeiten kontrolliert hatte, erhielt ich und ich verwahre sie.

Anmerkungen

- 1 Mein Vater hat sich an den vergeblichen Rettungsversuchen beteiligt, bei denen ein Mann der Brandwache, dessen Frau und Kinder unter den Verschütteten waren, sich unter Lebensgefahr in die Gluthitze des Kellers hatte hinabseilen lassen.
2. Isa Vermehren, Reise durch den letzten Akt Hamburg 1946
- 3 Adolf Hitlers Vater war der uneheliche Sohn der Maria Anna Schicklgruber (1795–1847).
- 4 G. Benser, Die KPD im Jahre der Bewährung, Berlin 1985 S. 103
- 5 Zitat aus: J. SCHULTZ-NAUMANN, Mecklenburg 1945, München 2. Aufl. 1990, S. 128
- 6 T. LE TISSIER, Der Kampf um Berlin Frankfurt a. M. 1995, S. 22 f.